

Michael Düblin

DER KALTE SAPHIR

Roman

Verlag Johannes Petri

Der Verlag dankt der Au Bijou GmbH für das Bereitstellen des Saphir-Rings und Bruno Probst für die Möglichkeit, seine Revox-Sammlung zu fotografieren.



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C068066

Verlag Johannes Petri

© 2016 Schwabe AG, Verlag Johannes Petri, Basel

Umschlagbild: Thomas Gierl

Gesetzt aus: Bembo

Gesamtherstellung: Schwabe AG, Druckerei, Muttenz/Basel

Printed in Switzerland

ISBN: 978-3-03784-098-6

www.verlag-johannes-petri.ch

© *Sommer, Bind uns los!, Herbstwind:* Lukas Hohl (Text)
und David Hohl (Musik)

Teil 1

Sommer

*Die Luft erstickt Gedanken, verbrennt uns den Verstand
Treibt uns immer weiter, auf klebrigem Asphalt
Was immer du am Halten bist, lass es einfach los
Das Neonlicht der Sonne macht uns willenlos
Taumeln eine Ewigkeit, hilflos und benommen
Egal wohin der Zug uns bringt, es gibt jetzt kein Entkommen
Der nächste fährt nach Nirgendwo, wir steigen einfach ein
Und schwören dem Moment, ewig jung zu sein*

*Hinten Horizont, und du flimmerst vornedran
Und tausend Menschen beten, wann fängt's zu regnen an?*

*Die Lust erstickt Gedanken, verbrennt uns den Verstand
Treibt uns immer weiter, zu zweit allein zum Strand
Was immer jetzt zurückhält, lass es einfach los
Das Neonlicht der Sterne macht uns willenlos
Taumeln eine Ewigkeit, hilflos und benommen
Nehmen einen tiefen Zug, der hilft uns beim Entkommen
Nimm mich mit nach Nirgendwo, wir steigen einfach ein
Und schwören dem Moment, ewig jung zu sein*

*Hinten Horizont, und du schimmerst vorne dran
Und ich fange an zu beten, wann fängt's zu regnen an?*

(Klarstein, 1977)

Die Musik dazu unter:

www.klarstein.rocks

Download-Code: KKIA2PD

Kastro, Griechenland, Sommer 2015

Punkt sechzehn Uhr steht sie vor der Eingangstür des Anwesens. Sie versucht, durch das schmale Fenster oberhalb der Messingklinke einen Blick ins Innere des Hauses zu erhaschen, sieht aber nur ihr Spiegelbild im Glas. Noch einmal will sie ihr zerzaustes Haar bändigen und den Staub von ihrem Jackett klopfen, beides sinnlose Unterfangen. Dann gibt sie sich einen Ruck und beschließt zu klingeln. Als sie keine Klingel findet, klopft sie energisch an die Tür.

Eine halbe Minute lang tut sich nichts, und sie hebt erneut ihre Hand, um gegen die Tür zu schlagen, als eine Frau mittleren Alters mit schwarzem Haar, dunklen Augen und markigen Kieferknochen die schwere Eichentür öffnet und sie von oben bis unten mustert. Dann macht die Frau eine abfällige Handbewegung, die ihr wohl bedeuten soll, einzutreten.

Jule war fast zwölf Jahre beim «Rolling Stone», bevor das Trend-Magazin «Schall» sie letzten April abwarb. Sie kennt also einige Marotten von ihrer Klientel und hat aufgehört, sich über schroffes Verhalten zu wundern. Nur nicht abwimmeln lassen. Ihre Hartnäckigkeit ist ihr Markenzeichen, deswegen ist sie so gut in ihrem Job als Reporterin. Es wäre doch gelacht, wenn sie, Jule Sommer, den Panzer des Schweigens,

den dieser legendäre Tontechniker um sich aufgebaut hat, nicht würde knacken können.

Seit vierunddreißig Jahren lebt Winter abgeschieden über den Klippen der Ionischen See. Vierunddreißig Jahre, in denen sich nicht nur die Musik weiterentwickelt hat. Für ihn aber muss die Zeit stehen geblieben sein, denn auf den üblichen Wegen hatte sie ihn nicht erreichen können. Keine Mailadresse, nicht mal eine Telefonnummer, kein Hinweis im Netz auf Social-Media-Aktivität. Nicht einmal Herb wollte ihr diesbezüglich weiterhelfen. Doch zumindest kannte der seine Wohnadresse.

Also schrieb sie ihm einen Brief. Er reagierte nicht. Aber besondere Situationen erfordern zuweilen besondere Maßnahmen, also schickte sie ihm Fotos. Zuerst nur eine Porträtaufnahme von sich, dann, in ihrem dritten Brief, ein Bild aus einer Reportage, auf dem sie zusammen mit dem Drummer der Freakin' Left auf dem gelben Sofa in ihrem Wohnzimmer in München sitzt. Ihrem vierten Brief legte sie ein Foto bei, das sie in ein Handtuch gewickelt beim Verlassen der Dusche zeigt. Es war ihr bewusst, dass dies nicht der gute Stil einer Schall-Reporterin ist, aber irgendwie musste er hinter dem Ofen hervorgeholt werden. Er antwortete nicht, obwohl sonst alle diese Dinosaurier des deutschen Rocks so was von geschmeichelt sind, wenn endlich jemand kommt, der sie aus der Vergessenheit zurück ins Rampenlicht hievt. Wie die Motten umkreisen sie gewöhnlich die Lampe, um endlich wieder sichtbar zu werden – bevor sie dann dem Licht zu nahe kommen und verglühen. Nicht so Winter. Bis zu dem Tag, an dem Herb anrief und sagte, Winter wolle sie in Griechenland treffen. Und hier ist sie nun. Also.

Sebastian Winter beobachtet die Reporterin durch das Fenster seines Billardzimmers. Sie trägt ein hüftlanges weißes Baumwolljackett und verwaschene, am Saum ausgefranste Jeans-Shorts. Von seinem Platz im ersten Stock aus gesehen wirkt sie sehr schlank, beinahe dürr. Sie ist groß und blond und scheint entschlossen. Sie verschwindet aus seinem Blickfeld, wahrscheinlich um nach der Klingel zu suchen. Dann hört er das Pochen an der Tür. Sebastian tritt einen Schritt zurück, als die Reporterin für einen Moment zu ihm hinaufsieht.

Jule Sommer, der Shootingstar am deutschen Musikjournalistenhimmel, seit sie als dreiundzwanzigjährige Volontärin ein bemerkenswertes Interview mit Bob Dylan führte und sich daraufhin im Steigflug nach oben geschrieben hatte, steht nun also vor seinem Haus. Es würde sich zeigen, ob sie ihrem Ruf gerecht werden kann. Zumindest ist er von der Beharrlichkeit beeindruckt, mit der sie ihn zu diesem Treffen drängte. Und natürlich schmeichelt ihm auch ihr Interesse an seiner Person und an der Band. Also sagte er schließlich zu. Sie würde seiner Geschichte die richtige Plattform bieten. Aber leicht hat er es ihr nicht gemacht.

Sie hatte ihm Briefe geschrieben und Fotos von sich mitgeschickt, was nicht ganz der guten journalistischen Gepflogenheit entsprach. Er hatte sich überlegt, ob sie sich ganz bewusst auf diesen schmalen Grat begeben hatte, nach dem Motto: Der Zweck heiligt die Mittel. Er hatte ihr keine Antwort gegeben. Aus welchem Grund auch immer sie ihn hatte treffen wollen, es war ihm damals gleichgültig. Die Band Klarstein gibt es seit vierunddreißig Jahren

nicht mehr. Außer Herb und ihm ist ohnehin keiner mehr von der damaligen Besetzung übrig. Um genau zu sein: Nur Herb ist noch übrig, denn er selbst ist ja nur der Mann hinter dem Mischpult gewesen. Sollte sie doch Herb befragen, der würde ihr bestimmt mit Freude Auskunft geben. Er hatte keine Lust, alte Wunden aufzureißen, um den Wissensdurst einer naseweisen Reporterin zu befriedigen. Doch seit ihrer ersten Interviewanfrage im April hat sich die Situation grundlegend geändert. Nun will, nein, muss er sich an die Öffentlichkeit wenden. Sommers Briefe kamen ihm wieder in den Sinn. Er ließ sich von Herb einen Stapel Zeitschriften mit ihren Artikeln schicken, inklusive des Artikels, den sie im Frühjahr über Klarstein verfasst hatte und der den Titel «Die Nacht des Schreckens» trug. Er las jedes einzelne Interview, das sie geführt hatte. Und er suchte nach dem Motiv hinter ihrem Interesse an seiner ehemaligen Band. Wozu um alles in der Welt wollte sie wissen, wie es damals gewesen ist, als im Sommer 1977 endlich die ersten mit schrecklichem Rauschen begleiteten Tonfetzen aus dem selbstgebauten Lautsprecher drangen? Wahrscheinlich ging es doch wieder nur um die «Komune des Schreckens», wie die Presse die Villa in Berlin seit der Mordnacht nannte. Wie auch immer, vermutlich lag der Grund ihrer aufdringlichen Kontaktaufnahme an einer dieser regelmäßig von der Musikindustrie lancierten Nostalgiewellen, und sie wurde bloß von einem Redakteur auf ihn angesetzt. Ist doch erst kürzlich ein Dance-Mix von *Sommer* erschienen. Dennoch, das Bild mit dem Handtuch zeigte, dass Jule Sommers Interesse groß sein musste, aus welchem Grund auch immer.

«Herr Winter wird Sie gleich empfangen», hört er Augustinas kratzende Stimme und überlegt sich für einen kurzen Moment, ob er die Sommer warten lassen soll, entscheidet sich aber dagegen. Genug Zeit verschwendet, denkt er und steigt die Treppe hinunter in die Eingangshalle, wo die Reporterin an der Bar auf einem Hocker sitzt.

Als sie ihn sieht, lässt sie sich vom Sitz gleiten wie eine hungrige Wildkatze, die sich anschleicht. Sie kommt ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

«Sebastian Winter», sagt sie, «schön, dass wir uns endlich treffen. Ich bin Jule Sommer vom Schall-Magazin.»

«Ich weiß, wer Sie sind», antwortet er, ohne ihre Hand zu ergreifen. «Sie haben ja keine Mühe gescheut, mich hier am Arsch der Welt zu treffen», sagt er mit einem Lächeln, das sie offensichtlich nicht deuten kann, denn sie schaut ihn mit einem fragenden Blick an. Was sie wohl denkt, weshalb er seit über dreißig Jahren keine Interviews gegeben hat?

«Nehmen Sie wieder Platz. Wollen Sie was trinken?», sagt Winter, während er sich auf den anderen Barhocker setzt.

Sie legt die Stirn in Falten. Sein Lächeln hält an. Schon jetzt bereut er es, sie im Haus zu haben, und am liebsten hätte er sie auf der Stelle wieder in die Hitze des Nachmittags geschickt. Er stellt sich vor, wie sie toben würde, wenn sie sich auf den staubigen Straßen dieses gottverlassenen Nests auf dem westlichen Peloponnes wiederfinden und realisieren würde, dass die lange Reise vollkommen umsonst gewesen ist. Keine Chance, mit einem weiteren bemerkenswerten Interview mit einem der letzten Vertreter der

vielversprechendsten deutschen Rockband der Siebziger den nächsten Journalistenpreis abzusahnen. Nein, sie soll ruhig glauben, dass er sie aus freien Stücken empfangen hat und dass seine Attacken gegen die Presse nichts als Legende sind.

«Gerne einen Kaffee», sagt sie zögernd, als würde sie die Lage abschätzen. Sebastian verschränkt seine Arme und macht keine Anstalten, ihr diesen Wunsch zu erfüllen.

Nach einem Moment des Schweigens verengen sich ihre Augen zu Schlitzen: «Vielleicht sollte ich statt eines Kaffees Ihren Wein kosten? Ich habe gehört, Sie lagern hier einen vorzüglichen Mouton Rothschild», sagt sie.

Er lächelt.

«Mouton Rothschild Jahrgang 1928. Sie meinen Jeromes Wein?»

«Es stimmt also doch, Sie haben seinen Weinkeller übernommen?»

Sebastian antwortet nicht. Die Dame ist informiert. Aber gut, soll der helle Stern unter den Musikjournalisten in den Genuss dieses Weines kommen. Ihm ist es egal, auch wenn eine Flasche auf einer Auktion gut und gerne zweitausend Euro einbringen würde. Er ruft nach Augustina und schickt sie in die Küche.

Die Sommer scheint sich nicht sehr behaglich zu fühlen und rutscht auf ihrem Hocker hin und her. Sie schlägt die Beine übereinander und legt die Hände auf die Oberschenkel.

«Dann ist es wahr? Sie lagern Jeromes Wein hier in Griechenland?» Nun, da sie anscheinend ihre Position gefunden hat, tönt ihre Stimme hellwach.

«Das muss eines dieser Gerüchte sein. Ich lagere hier gar nichts. Ich habe von meiner letzten Reise nach

Berlin zwei Flaschen mitgebracht. Aus Sentimentalität sozusagen.»

Die Sommer holt tief Luft: «Waren Sie im Berliner Haus? Es wird behauptet, Sie hätten die Kommune des Schreckens seit damals nicht mehr betreten.»

Seine Mundwinkel zucken, als er diesen Ausdruck hört. Aber er antwortet nicht, steht auf und geht Augustina entgegen, die eine Weinflasche in den Händen hält. Er nickt ihr zu, worauf sie die Flasche entkorkt. Dann nimmt er sie ihr ab und schenkt die dunkle Flüssigkeit in die zwei Wassergläser auf dem Tresen. Augustinas Stirnrunzeln ignoriert er. Ginge es nach ihr, hätte er dekantieren müssen. Warten. Atmen lassen. Aber solche Rituale sind ihm zuwider. Mit ein Grund, warum er lieber Bier trinkt. Wenn's sein muss sogar griechisches Bier.

«Jeromes Wein», flüstert die Sommer. Sie schwenkt das Glas, was lächerlich aussieht, aber das Glänzen in ihren Augen verrät Ehrfurcht vor dieser Kostbarkeit. Ihr Blick haftet am verblassten Etikett der Flasche, auf dem der Staub von Jahrzehnten neue Linien gezogen hat.

Sie prostet ihm zu, nimmt einen Schluck und verzieht den Mund. Pech gehabt. Einzelne Flaschen dieses fast neunzig Jahre alten Weins sind oxidiert und schmecken schal und ranzig. Was hat sie denn erwartet? Zuckerwasser?

«Nicht nach Ihrem Gusto?», erkundigt er sich, darauf achtend, seine Schadenfreude zu unterdrücken. Er wundert sich, wie gelassen und besorgt er sich geben kann.

«Doch, doch», erwidert sie viel zu schnell.

Er stellt sein Glas auf den Tresen.

«Ich war erst vor kurzem in der Villa. Zed wollte mich dort treffen.»

Ihr wäre beinahe das Glas aus der Hand gefallen. Sebastian genießt diesen Moment der Überraschung.

«Wissen Sie, was Sie da sagen?»

«Ich weiß genau, was ich sage.»

Er mustert sie erneut. Sie hat ein leichtes Rouge aufgelegt, das ihre Wangenknochen weicher als auf den Bildern, die sie ihm geschickt hatte, scheinen lässt. Jule Sommer, lachend auf einer gelben Couch, Jule Sommer, aus der Dusche steigend. Quer über das Foto eine Anmerkung mit roter Farbe, vielleicht Lippenstift: *Engel duschen nur nachts.*

Er spürt ihre Anspannung. Er sieht sie an und schweigt. Aber sie erwidert seinen Blick und versucht, sich ihre Aufregung nicht anmerken zu lassen, auch als er das Thema wechselt:

«Wer hat die Fotos gemacht? Ihr Freund?»

Die Sommer nimmt ohne mit der Wimper zu zucken einen weiteren Schluck. Er verkneift sich eine Bemerkung über die Fähigkeiten von Journalisten, nur das für sie Wesentliche zu hören.

«Netter Versuch», sagt sie schließlich und lächelt. Sebastian wartet darauf, dass sie zum Angriff übergeht. Er hat ihr mit seiner Andeutung über das Treffen mit Zed einen ersten Happen gereicht, nun wird sie sich gierig auf den ganzen Brocken stürzen.

Vorerst formuliert sie ihre Frage aber vorsichtig: «Ist Zed erst jetzt wieder aufgetaucht oder haben Sie die ganze Zeit über gewusst, wo sie war?»

«Hätte ich es gewusst, meine letzten Jahre wären anders verlaufen. Aber alles der Reihe nach. Wir haben jede Menge Zeit, wir sollten nichts überstürzen.»

Sie macht große Augen. Nichts Katzenhaftes ist mehr an ihr, der fordernde Blick ist einem fragenden gewichen. Aber Sebastian hat keine Lust, über Zed zu reden. Noch nicht.

«Kommen Sie, ich zeige Ihnen zuerst einmal das Haus.» Er bemerkt ihr Zögern, als er sich vom Hocker erhebt, widersteht aber der Versuchung, sie mit einer weiteren Aufforderung zu locken. «Wo wohnen Sie?»

«Pension Chantal. Ist ganz nett dort.»

«Sie hätten auch hier übernachten können. Es gibt genügend Platz im Haus, fünf Zimmer stehen leer.»

«Ich bin beeindruckt», sagt sie betont gelassen, aber wahrscheinlich ist ihr die Geschichte nicht ganz geheuer. Er lächelt und sieht, wie sich ihre Züge entspannen. Dabei gilt sein Lächeln gar nicht ihr.

Jule ist froh, dass sie das Zimmer in der Pension bereits bezogen hat. Der Typ ist ihr unheimlich, obwohl er einen gepflegten Eindruck macht. Frisch rasiert und, anders als auf früheren Aufnahmen, schlaksig. Graue Schläfen, aber ansonsten ein attraktiver Endfünfziger in einem Kakihemd von Lenny and Loyd. Sie fingert verstohlen nach dem Stick in ihrer Jackettasche und stellt ihn auf Diktat, während sie die Treppe ins Untergeschoss hinuntersteigen. Sie stellt keine Fragen, auch dann noch nicht, als sie vor einer Panoramafensterwand stehen bleiben. Sie betrachtet die schäumende Ionische See unter ihr. Obwohl sie sich bestimmt hundert Meter über dem Meeresspiegel und hinter der getönten Glasscheibe befinden, meint sie die Gischt, die die Klippen umspült, zu hören. Dort unten hatte sie vor zwei Stunden gebadet. Genau da, wo sich zwischen zwei Felsvorsprüngen eine kleine Bucht bil-

det. Sie hatte sich unbeobachtet gefühlt, weit weg von der kleinen Ansiedlung auf dem Hügel, wo sie Winters Haus vermutete. Nie hätte sie gedacht, dass diese Bucht von oben so gut zu überblicken ist. Sie hätte sonst ihr Bikinioberteil nicht abgestreift.

«Zakynthos und Keffalonia», erklärt Winter, der wohl denkt, sie betrachte die zwei Inseln, deren Umrisse aus dem Wasser ragen.

«Aber Sie sind nicht wegen der Aussicht gekommen. Schauen Sie sich im Haus um. Den Berliner Weinkeller werden Sie nicht finden, aber vielleicht interessiert Sie mein Tonstudio? Ein paar namhafte Bands haben hier ihre Alben aufgenommen.»

«Ich weiß», sagt sie und bemüht sich, aufmerksam zu klingen, denn ihr Interesse gilt anderem. Zed hatte mit Winter Kontakt aufgenommen. *Die Story* des Jahres, ach was, des Jahrzehnts. Sie muss versuchen, das Gespräch wieder auf Zed zu lenken, andererseits darf sie ihr Ziel nicht aus den Augen verlieren. Und dazu gehört auch das Tonstudio.

«Was ist mit Zed?»

Am Fenster lehnen zwei blaulackierte Holzstühle, auf einem quadratischen mit bunten Mosaiksteinchen verzierten Tischchen steht Tee und Gebäck. Ein kleiner Farbtupfer in den sonst kargen Räumen mit den weißgetünchten Wänden. Sie will sich schon setzen, aber er geht einfach weiter, öffnet die Flügeltür, die in den nächsten Raum führt.

«Hey, das ist aber nicht Ihr Tonstudio», sagt Jule enttäuscht, nachdem sie sich an das düstere Licht gewöhnt hat. Ein seltsamer Geruch steigt ihr in die Nase, eine Mischung aus ätzendem Lack und verschmorten Metalldrähten. Sie sieht sich um. Das ganze Zimmer

ist voll mit alten Apparaten, einige davon erinnern sie an ausgenommene Tiere, aus deren Bauch ein Gewirr von Kabeln quillt. Sie zählt mindestens zwanzig in-takte, bunt bemalte Spielautomaten, von den restlichen Geräten sind nur Einzelteile zu erkennen.

«Das ist mein Pinball-Zimmer. Flipperautomaten sind meine Leidenschaft», sagt Winter. «Ich mag das Archaische, das Grobe dieser Geräte.»

Jule schüttelt sich. Der Kerl ist ein richtiger Freak. In dieser Beziehung stimmen die Gerüchte. Und bestätigen Herbs Aussagen. Beruflich hat er seit Klarstein nicht viel vorzuweisen. Ein paar Aufnahmen alle Jubeljahre. Verbringt er etwa den Rest seiner Zeit mit Herumwerkeln auf diesem Technik-Friedhof? Das würde erklären, warum er sich im Gegensatz zu Herb nach dem Ende der Band nie einen Namen gemacht hat. Er streichelt gerade ein besonders wackliges Exemplar mit verblichener Bemalung: Dolly Parton in einem gelben, wallenden Kleid beim eleganten Hüftschwung, in ein Mikrofon hauchend.

«Am liebsten mag ich die Geräte aus den Siebzigern, die mit nur vier verschiedenen Klängen auskommen. Nicht dieses Sound-Gebrabbel von heute.»

Er dreht sich um, sieht ihr unvermittelt in die Augen.

«Wollen Sie spielen?»

«Sie lenken schon wieder ab.»

«Entspannen Sie sich.»

Jule seufzt. Er quält sie.

«Welcher darf's denn sein? Big Indian von Gottlieb, ein 74er Modell, Blue Ribbon von Bally, ein 65er Gerät, Fast Draw, Count Down, oder vielleicht sind sie

ein Eight-Ball-Typ? Ah, ich weiß, welchen wir nehmen: Power Play, ein Modell von 1977. Der wird Ihnen gefallen.»

Sebastian wirft eine Münze in den Apparat, worauf zwei auf die Glasfront gemalte Eishockeyspieler bunt aufleuchten. Der Zähler gibt fünf Spiele frei. Winter zieht die Abschussvorrichtung und spedit die Eisenkugel ins obere Spielfeld. Sie passiert die Bumpers und rollt ins mittlere Feld, wo er sie mit dem rechten Flipper gegen die Zielscheiben knallen lässt. Nach zwei Schuss hat er seine Punkte bereits einmal verdoppelt und den Bonus hochgetrieben. Das Ding macht ein Getöse wie ein altersschwacher Trabi, es rattert so laut, dass er schreien muss:

«Diesen Bally fingen sie erst im Januar 1978 serienmäßig zu produzieren. Wir hatten den Kasten aber schon im Spätsommer 1977 bei uns in der Villa. Ein Testgerät der Firma. Für Jerome war nichts unmöglich.»

«Ein Gerät aus der Kommune?»

Winter nickt, während er einen Ball durch einen Schlag mit der Handfläche auf die linke Verschalung daran hindert, sich über die Seitenlinie ins Out zu verabschieden.

«Ja, er stand im Übungsraum. Er ist gleichzeitig mit Zed bei uns eingezogen.»

Endlich kommt er wieder zur Sache. Sie steckt die Hand in die Jackettasche, zieht ein Taschentuch heraus und prüft gleichzeitig, ob der MP3-Rekorder noch aufzeichnet.

«Erzählen Sie mir von Zed», sagt sie dann. Sie spürt, wie er sie aus den Augenwinkeln beobachtet, und bläst sich eine Strähne aus dem Gesicht, lächelt. Der Ball rollt genau zwischen den Flippern ins Out.

«Sie sind dran.»

Jule schießt die Kugel ein. All die Mittags-, Kaffee- und Kreativ-Pausen mit Pinball Dreams zählen sich jetzt aus. Der Unterschied ist verblüffend gering, nur das Ruckeln ist schwieriger, weil im Gegensatz zum Computerspiel tatsächlich Gewicht bewegt wird.

«Was wissen Sie von Zed?», fragt sie, als ihr Ball einige Sekunden im Kick-out hole verharret.

«Sie können nicht abschalten, was? Reporterin durch und durch. Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen: Zed hat Jerome nicht ermordet.»

Die Eisenkugel passiert die Flipper. Sie ist kurz davor, sich mit einem weiteren Treffer den fünffachen Punktesaldo zu erspielen. Doch sie lässt die Kugel einfach zwischen den Flippern durchrollen.

«Nicht sonderlich geschickt. Sie hätten mich einholen können.»

Winter tritt wieder an den Automaten und schießt die zweite Kugel ins Feld.

«Und wer, wenn nicht Zed?», fragt sie, als er die Zielscheiben mehrmals hintereinander trifft. Wirklich gut. Nicht mal in der Simulation leicht zu erreichen. Sie zögert einen Moment, stellt aber die Frage dann doch:

«Waren Sie es?»

Winter ignoriert sie. Sein Blick ist starr auf das Spielfeld gerichtet, der Automat zählt fleißig Punkte hoch. Die Kugel landet im Kick-out hole, und er erhält dafür nochmals 15 000 Punkte. Dann sagt er fast unhörbar:

«Ich hatte ein Motiv und ich war am Tatort.»

Jule nippt an ihrem Ouzo, den Augustina zusammen mit einer Platte gemischter kalter Speisen auf das Mosaiktischchen vor dem Panoramafenster gestellt hat. Das Gebäck ist bereits abgeräumt.

«Vertragen Sie das auch, Kindchen? Bei der Hitze?», sagt sie schnippisch.

Es ist lange her, seit jemand sie so genannt hat, aber sie schluckt ihren Ärger hinunter. Sie wagt kaum, nach den gefüllten Weinblättern zu greifen, und wünscht sich trotz der offensichtlichen Feindseligkeit, Augustina möge sich wie ein altmodischer Butler in eine Zimmerecke zurückziehen, statt wieder ins Obergeschoss zu steigen.

«Ich erzähle Ihnen die ganze Story. Ungeschminkt. Aber nur, wenn Sie mir versprechen, dass Sie sie auch so veröffentlichen werden, genau so, wie ich sie Ihnen erzähle», sagt Winter in die Stille.

«Kommt drauf an, was es mit der *ganzen Story* auf sich hat.»

«Die ganze Geschichte eben, von Anfang an. Die Band, Zed, Jerome. Die Ereignisse in der Kommune des Schreckens, wie ihr Journalisten die Villa seit der Nacht, als Jerome ermordet wurde, nennt.»

Jule fühlt den Schweiß auf ihren Handflächen, und sie stellt das kleine Glas mit der milchigen Flüssigkeit auf dem Mosaiktischchen ab. In jener Nacht des Schreckens war Winter zusammen mit Zed im Keller des Berliner Hauses, das ist aktenkundig. Wenn er nun behauptet, dass Zed Jerome nicht getötet hat, dann liegt die Vermutung nahe, dass er es gewesen sein könnte. Würde er ihr einen Mord gestehen? Wohl kaum. Oder war das bloß einer seiner seltsamen Scherze? Will er sich wichtigmachen? Geht es lediglich um Geld für seine Story? Wenn er jetzt mit einer sechststelligen Summe kommt, ist die Sache gelaufen. Das Schall-Magazin betreibt keinen Checkbuchjournalismus – selbst Herb würde das nicht bezahlen wol-

len. Und eigentlich ist das auch nicht ihr Stil. Worauf hat sie sich da bloß eingelassen? Herb hatte sie ja vor Winter gewarnt. Aber irgendwie scheint der Kerl seine Geschichte unbedingt loswerden zu wollen.

«Auf die Gefahr hin, dass ich mich wiederhole: Wenn nicht Zed, wer war es dann?», fragt sie.

Winters Schultern sacken für einen Moment in sich zusammen, dann richtet er sich aber wieder auf und sagt: «Finden Sie es heraus.»

Winters Blick heftet sich an ihr Glas, als sie es erneut ergreift und einen großen Schluck Ouzo nimmt. Jetzt nur nicht nervös werden, denkt sie, unterbricht ihn nicht, lass ihn einfach reden.

«Sie kennen meine offizielle Version der Ereignisse. Ich habe sie tausendmal erzählt. Sie haben sie sogar in Ihrem Blatt abgedruckt. In jener Nacht stieg ich die Treppe hinunter, die zum Keller führt, weil ich Geräusche gehört hatte. Ich öffnete die Tür zu unserem Tonstudio und blickte geradewegs in den Lauf einer .22er Ruger. Zed zielte damit auf meinen Kopf. Ihre Wange dunkelrot von Jeromes Blut, an ihrem Shirt Abdrücke ihrer Hände, ihr schwarzes Haar verklebt, Blut überall. «Ich bin's!», schrie ich, weil ich Angst hatte, sie würde auf mich schießen, und für einen Moment standen wir uns regungslos gegenüber. Zed zitterte. Dann ließ sie die Waffe sinken und kam langsam auf mich zu. Ich schloss die Augen, weil ich sie so nicht sehen wollte, ich wollte gar nichts sehen, weder den toten Jerome noch den Revolver in Zeds Hand, am liebsten wäre ich weggerannt, aber schon umfassten mich ihre Arme, das angenehme Gefühl, sie zu spüren, überwog meinen Ekel vor all dem Blut an ihr.»

Winter schenkt sich Ouzo nach und nimmt eine Olive in den Mund, während er weiterspricht. Jule hofft, dass sie sein Genuschel später noch verstehen kann.

«Jerome lag auf dem Boden. Überall Blut. Aber meine Gedanken galten nur Zed. Ich hörte sie weinen und betrachtete den Revolver in ihrer Hand. Sogar die Waffe war über und über mit Blut verschmiert.»

Jule schaut ihm zu, wie er die Olive runterschluckt.

«Alle Indizien sprachen damals gegen Zed. Ein Beziehungsdelikt. Jerome und Zed waren ein Paar gewesen, und Jerome hatte Zed mit Groupies betrogen. Es gab einen furchtbaren Streit kurz vor der Tat. So viel zum Motiv.»

«Sie haben nichts gegenüber Ihrer alten Aussage geändert.»

Er lächelt und nickt.

«Sie sind eine kleine Miss Holmes. Machen Sie weiter so.»

«Ich starte jetzt mein Aufnahmegerät.»

Sie hat immer mindestens zwei Geräte dabei. Den alten Sony-DAT-Rekorder, den sie sich schon als Zwanzigjährige gekauft hatte, und einen kleinen MP3-Voicerekorder, den sie bei Bedarf auch versteckt in ihrer Tasche bedienen kann. Sie setzt das DAT-Gerät auf den Tisch, schaltet den Rekorder an. Als Reserve hält sie ihr Smartphone bereit. Sollten alle Stricke reißen, hat sie noch ihr Moleskine-Notizbuch dabei.

Winter ruft nach Augustina und sagt etwas von Catch of the Day mit Salat und Limonade. Dann dreht er sich zu ihr um.

«Geben Sie in der Pension Bescheid. Sie bleiben über Nacht hier. Denn das hier wird dauern. Ich verkaufe nur die ganze Geschichte von Klarstein.»

«Ich habe ein begrenztes Budget.»

Jetzt lacht er. «Ihre Aufmerksamkeit reicht mir vollkommen. Hauptsache ist», er zeigt auf den DAT-Rekorder, «dieses Ding und die anderen Geräte, an denen Sie die ganze Zeit herumfingern, zeichnen alles hübsch auf und sie geben meine Version so wieder, wie ich sie Ihnen erzähle.»

Sie stimmt in sein Lachen ein.

«Na, dann mal los. Seien Sie sicher, wir bringen die ganze Geschichte.»

«*Ein Mensch der immer nur verspricht. Und einer der nichts halten kann*», summt er und hält mitten im Versinne. Sein Blick lässt sie fürchten, er könnte es sich noch anders überlegen.

«Einige Dinge weiß ich nur aus Gesprächen und Erzählungen», sagt er, «manches musste ich mir zusammenreimen, aber ich werde versuchen, Ihnen die Geschichte so genau wie möglich zu schildern. Es ist nun Zeit dafür.»

Er leert zuerst sein Glas Ouzo, klaubt dann einen Rest Olive zwischen den Zähnen hervor. Seine Stimme ist leiser als zuvor, monoton, aber tragend, als hätte er die Story schon tausendmal erzählt:

«Es begann an einem Frühlingmorgen in Berlin vor achtunddreißig Jahren, als ich zum ersten Mal vor der Villa stand.»

Berlin, im März 1977

Auf den ersten Blick hatte das Haus in Kreuzberg rein gar nichts von einer Villa. Die Fassade bröckelte, der Putz war längst abgeblättert. Dennoch kam es mir nobel vor mit seinen schmalen, hohen Fenstern und den neun Balkonen. Die Frühjahrs-sonne funkelte in den Fensterscheiben. Ich kam von der U-Bahn in der Gneisenaustraße. Trotz Sonne war es kalt, und mich fröstelte, als ich den Chamissoplatz überquerte. Es musste gerade noch geregnet haben, das Kopfsteinpflaster war nass, und ich rutschte auf dem Sand, den wohl jemand gestreut hatte, fast aus. So früh am Morgen war kein Mensch zu sehen, aber es roch nach Kaffee und verbranntem Holz. Ich sah spärlichen Rauch aus den Kaminen der Mietshäuser aufsteigen und sehnte mich nach der Geborgenheit einer warmen Küche mit Kachelofen. Mein Blick fiel zum ersten Mal auf das Haus, als ich in die Kopischstraße einbog. Mit seinen eingelassenen Steinquadern, den gusseisernen, in leichtem Bogen verlaufenden Balkongeländern strahlte es einen leisen Glanz aus, eine stille Würde, die im Widerspruch zum Mietpreis stand. Genau das war es, was ich brauchte: eine günstige Bleibe, dort, wo Berlin am buntesten war. Der Besitzer war nach Frankfurt gezogen und ließ die anderen

sieben Wohnungen lieber leer stehen, anstatt sie zu renovieren und weiterzuvermieten. Sanierung kannte man damals nicht mal als Wort. Mir war es recht, dass er mich hier wohnen ließ. Es war reiner Zufall, dass ich überhaupt in Berlin war. Ich hatte mich gerade erst an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich immatrikuliert und wollte eine Informationsveranstaltung für Erstsemestrige besuchen, als ich in der Bahnhofshalle in Zürich meinem ehemaligen Kumpel Frederick über den Weg lief, der das Gymnasium einen Klassenzug vor mir abgeschlossen hatte.

Jule nutzt seine Pause, um ein paar gefüllte Weinblätter zu essen. Sie merkt, dass sie den Snack völlig vergessen hatte. Sie muss ihm ganz gebannt zugehört haben. Winter trinkt einen Schluck Limonade und lehnt sich dann zurück. Seine Gesichtszüge entspannen sich.

Bei einem Kaffee im Bahnhofbuffet erzählte er mir, dass er gerade aus Berlin komme, wo er an der Freien Universität studiere. Leider sei seine Mutter erkrankt und brauche ihn, also sei er zurückgekommen. Er klang müde und resigniert, aber als er von Berlin zu erzählen begann, leuchteten seine Augen. Er schwärmte vom treibenden Rhythmus dieser Stadt, von solidarischen Lebensformen, von Freiheit, Studentenstreiks und alternativen Lebensentwürfen. Ich wollte schon abwinken und einwerfen «Hör mal, die Sechziger sind vorbei», als Freddy zu reden aufhörte und durch mich hindurch starrte.

«Alles okay?», wollte ich wissen.

«Ja, geht schon. Ich hatte mir das nur anders vorgestellt. Nun bin ich wieder hier. In diesem klein-

karierten Land, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.»

«Kommt deine Mutter nicht alleine zurecht?»

«Nein, sie hat es im Rücken und in den Beinen. Sie kann kaum mehr aufrecht stehen. Seit Vater tot ist, geht sie ohnehin kaum aus dem Haus. Als ich wegzog, verschlechterte sich ihr Zustand von Tag zu Tag. Dauernd rief sie mich an. Ich ertrag ihre Hilflosigkeit nicht.»

Ich konnte ihn verstehen. Hätten meine Eltern noch gelebt, ich hätte mich ihnen vermutlich ebenso verpflichtet gefühlt.

«Und wie geht's deiner Großmutter?», wollte Freddy von mir wissen. Vielleicht erwartete er ähnliche Berichte, war doch meine Großmutter fast dreißig Jahre älter als seine Mutter.

«Blendend», sagte ich, «die überlebt uns noch alle.»

Freddy nickte. «Eine klasse Frau.»

«Ja, und wild entschlossen, die Welt kennenzulernen. Sie wird nächste Woche auf eine Mittelmeer-Kreuzfahrt gehen.»

Freddy lachte. Und ich erkannte, dass ich frei war, niemandem verpflichtet. Egal, welche Vorteile einem die Eidgenössische Technische Hochschule verschaffte, welchen großen Stellenwert sie in der Welt der Naturwissenschaften auch einnahm, mir war in diesem Moment klar, dass auch ich das Leben kennenlernen wollte. Jetzt. Ein Entschluss wie das Zucken eines Blitzes: Ich wollte mein Studium nicht in Zürich, sondern in Berlin absolvieren! Also fragte ich Freddy Löcher in den Bauch, und er, erstaunt und zugleich erfreut über mein Vorhaben, bot sich an, mir alle Kontakte zu beschaffen, die ich für einen erfolgreichen Start in Berlin benötigte.

«Du kannst meine Wohnung übernehmen, wenn du mir versprichst, dass ich, wenn ich nach Berlin zurückkehre, wieder dort einziehen kann.»

Ich versicherte es ihm hoch und heilig, und nachdem er mir alles aufgeschrieben hatte, verabschiedeten wir uns mit der festen Absicht, uns regelmäßig zu besuchen. Es sollten Jahre vergehen, bis ich Freddy wiedersah. Weder er noch ich versuchten in der Zeit danach, den Kontakt aufrechtzuerhalten.

«Schicksal», rutscht es Jule heraus.

«Wenn Sie meinen.»

Winter schüttelt tadelnd den Kopf, als wäre sie ein kleines Mädchen, das soeben eine Dummheit von sich gegeben hat. Er schenkt sich frische Limonade ein, trinkt noch einen Schluck und erzählt dann weiter.

Was mich an der Villa vom ersten Moment an faszinierte, war der Eingangsbereich. Trat man durch das klobige hölzerne Eingangstor, befand man sich im kühlen, mit Marmor ausgelegten Entree. Die gewundene Treppe führte von hier bis hinauf ins vierte Stockwerk. Ich bezog Freddys Wohnung im zweiten Stock, die mit einem Schlaf-, einem Wohnzimmer und einer großen Wohnküche ausgestattet war. Alles ziemlich heruntergekommen, die Spüle hatte einen Sprung und das Bad war versifft. Also kaufte ich Putzmittel statt Wein zum Einzug. Der Vermieter, der nur noch an den Wochenenden nach Berlin kam, schlief in einer der oberen Wohnungen, zwei Stock über mir. Manchmal kam er am Samstagabend mit einer Flasche Bier zu mir. Dann setzten wir uns an den aus massivem Kiefernholz gefertigten Küchentisch, und er gab mir Anwei-

sungen für die kommende Woche: Postsendungen, die ich entgegennehmen sollte, kleinere Reparaturen, die ich machen sollte. Bald war ich Mädchen für alles im Haus. Seit ich mich um diese Dinge kümmerte, kam er immer seltener nach Berlin. Er hatte in Frankfurt eine Frau kennengelernt und wollte sich dort eine neue Wohnung suchen.

An einem schwülen Samstag im Mai sagte er beim Bier zu mir: «Bastian, ich werde diese alte Lotterdame verkaufen. Ich brauch das Geld.»

Ich war wie vom Donner gerührt. Das Haus war zu meinem Lebensmittelpunkt geworden, ich konnte mir nicht vorstellen auszuziehen.

«Und wenn ich zusehe, dass die Wohnungen frisch gestrichen werden und du sie vermieten kannst? Dann kommt was rein und ich spiele hier weiter Hausmeister», versuchte ich ihn umzustimmen.

«Keine Chance», sagte er. «Ich brauche Bares, verstehst du? Viel davon. Ich will mich in Frankfurt niederlassen. Teures Pflaster, diese Stadt.»

Er bot mir eine seiner Zigarillos an, die ich gedankenverloren annahm. Ich paffte sie in hastigen Zügen runter und sagte dann:

«Und wenn ich dir das Haus abkaufe?»

Er lachte und musste husten.

«Verdammte Raucherei», sagte er, «fang bloß nicht damit an.»

«Ich meine es ernst», sagte ich, «ich werde bald zu Geld kommen.»

«Bist du bescheuert? Willst du eine Bank ausrauben, um die Lotterbude zu kaufen?»

In einem Monat würde ich zwanzig werden, überlegte ich. Und das hieß auch, ich würde volljährig sein.

Meine Großmutter hatte nach dem Tod meiner Eltern unser Haus verkauft und das Geld für mich angelegt. *Damit du was hast, wenn's ein junger Mensch am meisten braucht*, hatte sie immer gesagt. Ich wusste nicht genau, wie viel es war, aber Grund und Boden war teuer in der Schweiz. Und billig in Berlin. Damals.

«'ne halbe Mille», sagte mein Vermieter und meinte damit wohl eine halbe Million. «'ne halbe Mille will ich dafür.»

«Mark?», fragte ich.

«Was denkst du denn? Rubel?» Wieder lachte und hustete er.

«Du spinnst!», erwiderte ich.

«Klar doch, war ein Scherz.» Plötzlich schaute er ernst. «Meinst du, du bringst vierhunderttausend zusammen?»

«Finden wir's raus. Gib mir vier Wochen.» Dann hustete ich, als er mir auf die Schulter klopfte.

So war ich einen Monat später, noch bevor ich mit meinem Studium an der TU begonnen hatte, Eigentümer eines Hauses, das an allen Ecken und Enden renovierungsbedürftig war. Nach der Vertragsunterzeichnung auf der Kreuzberger Gemeindeverwaltung an der Yorckstraße kaufte ich mir ein Bier und setzte mich auf dem Balkon im obersten Stock, blickte über die Willibald-Alexis-Straße und kam mir vor wie ein König. Die Villa gehörte mir. Berlin gehörte mir. Das Leben gehörte mir. Ich war unbesiegbar. Der Tag darauf war von weitaus pragmatischeren Überlegungen geprägt. Mein Erbe hatte nur für einen Teil des Kaufbetrages gereicht. Weil ich aber einen angemessenen Teil aus Eigenmitteln finanzieren konnte, rech-

nete ich der Bank vor, dass ich die Hypothekarzinsen über die Mieteinnahmen locker würde reinholen können. Nun musste ich nur noch Mieter finden.

Winter schweigt jetzt lange und starrt aus dem Fenster über das Meer. Jule fürchtet schon, dass die Gerüchte doch wahr sind und er alle Journalisten auflaufen lässt. Nun ist auch sie an der Reihe. Aber er steht nur auf, geht hinüber zur Bar und holt eine Packung Messmer aus dem Humidor.

«Rauchen Sie?»

«Gelegentlich.»

Er bietet ihr eine Zigarillo an, aber sie schüttelt den Kopf:

«Kein geeigneter Zeitpunkt für schlechte Angewohnheiten.»

«Man wird sie schwer los», sagt er, «diese Gewohnheiten.»

Jule schlägt die Beine übereinander.

«Sie sind hübsch», sagt er und starrt dabei auf ihre Schenkel.

«Anders als auf den Fotos, aber wirklich hübsch. Wer hat die Bilder gemacht? Ihr Freund?»

Obwohl sie es gewohnt ist, dass Popstars sie nur als Groupie betrachten, ist sie nicht gut in dieser Rolle. Vielleicht wäre es geschickt, einen Freund zu erfinden, aber eine ehrliche Antwort würde sie erstmal weiterbringen und wenigstens die Situation retten.

«Das Porträt stammt von meinem Vater. Das Bild im Wohnzimmer von meinem Ex, einem Fotografen.»

«Und das mit dem *duschenden Engel*?»

«Das geht Sie nichts an!», rutscht es Jule heraus.

Aber Winter lächelt nur. «Schlafen Sie mit Ihren Interviewpartnern?»

Jule Sommer verschränkt ihre Arme vor der Brust und erwidert: «Gelegentlich.»

Winter schmunzelt: «Schlechte Angewohnheiten wird man schwer wieder los.»

«Und wie geht's weiter?», entgegnet Jule.

«Mit uns?»

«Mit Ihnen und der Villa. Frühsommer 1977. Da müsste sich doch bald was tun. 1977, das Gründungsjahr der Band.»

Sebastian Winter setzt sich in seinem Hocker auf: «Und was sich alles tat! Es begann mit einer Anzeige am Schwarzen Brett der TU. Und damit begann auch die Geschichte mit Jerome.»

Jule reckt sich und schaut ihn erwartungsvoll an.